

Telespalter

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 45

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Zähflüssiges aus Bonn versteht der Fernsehkommentator Friedrich Nowotny mitunter moussierend zu servieren; er ist der weisse Rabe unter seinen Kollegen vom politischen Ressort, und gerade deshalb populär: zum Ritter des Ordens wider den tierischen Ernst wurde er geschlagen, und nach einer Meinungsumfrage einer Fernsehzeitschrift steht er hoch in des Publikums Gunst.

Ein solcher weisser Rabe wäre unter den politischen Kommentatoren des deutschschweizerischen Fernsehens nicht denkbar, die sich eher durch uniforme Humorlosigkeit von Bestattungsbeamten auszeichnen. Politik ist gewiss eine ernste Angelegenheit, aber so ernst ist sie hinwiederum auch nicht, dass dieses staatsbürgerliche Geschäft nicht zuweilen mit distanzierter Heiterkeit und mit augenzwinkernder Ironie kommentiert werden dürfte.

Etwas Witz und Geist täten ohnehin not in unserem politi-

Wider den tierischen Ernst

schen Leben, das allzu oft vom miefigen Ernst der Traktätchenverfasser geprägt ist. Finstere Gesinnungsbolde sind ohnehin nicht mehr populär beim politischen Fussvolk, das weiss oder zumindest ahnt, dass von Hass und Aggression zerfressene Fanatiker, welche Ziele sie auch immer vorgeben, die Welt niemals besser, sondern noch schlimmer machen würden; dafür gibt's in der Geschichte der Beispiele genug. Nicht von ungefähr bemühen sich die Politiker, auf Wahlplakaten ein Lächeln aufzusetzen, als sässen sie für eine Zahnpastareklame Modell: sie wissen, dass den Wählern ein Kandidat, der nicht auch lachen kann, irgendwie unheimlich und suspekt erscheint.

Nun könnte man freilich einwenden, wir lebten in einer arglistigen Zeit, um unsere Welt sei es schlecht bestellt, und mit dem Bonmot «Humor ist, wenn man trotzdem lacht» wäre dagegen nichts auszurichten. Das ist gewiss richtig, doch andererseits werden das auch die humorlosen Finsterlinge nicht schaffen. Echte Heiterkeit des Geistes ist nämlich kein Leichtsinns, der sich um den Zustand der grösseren oder kleineren Gesellschaft foutiert, sondern ein Ausdruck jener Toleranz, deren die Menschheit je länger, je weniger entraten kann, wenn sie nicht in Blut, Tränen und Verzweiflung enden will.

Denn der Luxusreflex des Lachens hat eine eminent wichtige psychische Funktion: er löst

Spannungen, beseitigt Aggressionen und ist somit gewissermassen ein Abfuhrmechanismus für überschüssige, gemeinschaftsfeindliche Affekte. Wir reden vom tierischen Ernst und meinen damit, dass das Lachen den Menschen vom Tier unterscheidet. Dem Menschen als einzigem Lebewesen ist es gegeben, seine Mitwelt und sich selber mit einer gewissen heiteren Distanz zu betrachten; das kann ihn davor bewahren, seine kurzen Erdentage noch zusätzlich mit Problemen zu belasten, denen, sub specie aeternitatis besehen, keinerlei Wichtigkeit beizumessen ist. Ohne diese geistig-seelische Prophylaxe wäre unser Dasein oft kaum mehr zu ertragen. Wohl aus diesem Grunde gelangte Nicolas Chamfort, der Verfasser höchst pessimistischer Aphorismen, zur weisen Erkenntnis: «Der verlorne aller Tage ist der, an dem man nicht gelacht hat.»

Telespalter

Ernst P. Gerber

Sind Sie ein Sozialfall?

Sie werden es kaum glauben, aber höchstwahrscheinlich sind Sie das. Ich jedenfalls musste umlernen. Meine Vorstellungen darüber, was ein Sozialfall ist, haben sich als völlig unhaltbar erwiesen.

Ein Sozialfall, dachte ich früher, könnte ein AHV-Bezüger sein, jemand mit der einfachen Mindestrente. Wer kann schon mit 690 Franken im Monat, also mit Fr. 22.68 im Tag, leben? Oder ich dachte an den ausgesteuerten Kranken, «Bezugsberechtigung erschöpft», heisst das im gehobenen Krankenkassendeutsch. In den Ländern der Europäischen Gemeinschaft gibt es 13 Millionen Arbeitslose. Ein Arbeitsloser als Sozialfall? Durchaus möglich. Und es soll Familien geben, die mit 2500 Franken monatlich auskommen müssen. Sozialfälle?

Ich behauptete überhaupt nichts mehr.

Denn kürzlich behauptete ich Bekannten gegenüber ... und genau das wurde mir übel vermerkt. Die waren echt beleidigt. Unter ihnen war ein Buchhalter, eine Zentralsekretärin, eine Assistenzärztin, ein Techniker und ein Rayonchef. Ehrbare, durchschnittliche Leute. Ihre Einkommen bewegen sich zwischen 4000 und 6000 Franken monatlich. Aus purem Mitgefühl sagte ich

diesen Bekannten, sie seien eindeutige Sozialfälle. Wie sie mit diesen bescheidenen Einkommen denn auskämen. Sie sollten, sagte ich, zum Fürsorgeamt gehen, man sei dort heute auch aufgeschlossener als früher.

Statt meine Teilnahme und meinen Rat zu schätzen, wurden sie richtig böse. Es nützte nichts, ihnen am Beispiel des Rainer Barzel darzulegen, in welcher misslichen Lage sie sich befinden. Sehen Sie, versuchte ich es, seinerzeit, als er als Fraktionsvorsitzender zurückgetreten war, bezog Barzel noch 6190 DM. Soviel verdient er monatlich als Abgeordneter im Deutschen Bundestag. Mit Entsetzen stellte das seine Partei, die CDU, fest, worauf sie entschied: nein, der Barzel darf kein Sozialfall sein, wir geben ihm die Hälfte dazu. Und so kam der Rainer Barzel schliesslich auf nahezu 10000 DM monatlich. Ob man damit leben kann, weiss ich nicht; ich hatte nie Gelegenheit, das auszuprobieren.

Das war vor Jahren. Rechnet man die Teuerung dazu, sehe ich nicht ein, wieso meine Bekannten mit 4000 Franken und mehr im Monat beleidigt protestieren, wenn ich sie mitfühlend unter die Sozialfälle einreihe.

PS. Dass Barzel nebenbei monatlich noch 25000 DM an Flick-Geldern einkassierte, darf als nebensächlich gelten. Daher auch der Vermerk als Fussnote.

!!!Zwischenruf!!!

Verhältnisblödsinn zeigt sich in verschiedenen Erscheinungsformen. Eine davon kommt häufig im Journalismus vor, wo es darum geht, Nachrichten ihrer Bedeutung entsprechend zu werten und zu präsentieren. Vor rund zehn Tagen erlebten die Fernsehzuschauer dieses Beispiel: Die Redaktion der DRS-Tageschau gefiel sich darin, dem Zuschauer in ihrer Hauptsendung die Entlassung des sogenannten Sprayers von Zürich aus dem Gefängnis nicht nur im Nachrichtenüberblick als Spitzenmeldung zu bringen, sondern ihm gleich noch den ersten und weitest aus längsten Bildbericht zu widmen. Naegeli hatte Gelegenheit, sich ausführlich zu den Haftbedingungen und gegen die Behörden zu äussern. Er tat dies so lange, bis es ihm selbst verleidete. («Jetzt habe ich genug Sprüchlein gesagt.»)

Zur Sache: Naegelis Sprayfiguren mögen gefallen oder nicht. Doch schleckt keine Geiss weg, dass er seine Strichmännchen ungefragt dorthin sprayte, wo es ihm passte. Damit machte er sich in vielen Fällen der Sachbeschädigung schuldig, wofür er auch rechtmässig verurteilt wurde. Wahrscheinlich waren die Tagesschau-Redaktoren gerade deshalb so beflissen, Naegeli durch aufbauschende Aufmachung zum Märtyrer unseres Rechtsstaats hochzustilisieren.

Etwas später kam in dieser Tagesschau dann noch ein summarischer Kurzbericht über das 150-Jahr-Jubiläum der Zürcher Offiziersgesellschaft. Im Vergleich zum tragischen Schicksal des Sprayers war dieser Anlass ja auch eine unbedeutende Angelegenheit: In einem Symposium ging es dabei lediglich um die völlig nebensächliche Frage nach der Zukunft unserer Milizarmee...

wm

Zwei Geschäftspartner machen folgenden Vertrag:
«... und sollte unsere Firma Konkurs gehen, wird der Gewinn zu gleichen Teilen geteilt.»